

# Das Waldviertel

**Blätter für Heimat- und Volkskunde des niederösterreichischen Waldviertels.**

In Verbindung mit dem Verein für Landeskunde und Heimatschutz von Niederösterreich und Wien / Öffentliches Organ des Stadt-Museums Drosendorf, der Krahulek-Gesellschaft Eggenburg, der Heimatmuseen in Gmünd, Horn, Krems, Langenlois, Raabs an der Thaya, Waidhofen an der Thaya und des Museums der Stadt Zwettl.

Erscheint sechswöchentlich. Erscheinungstage: 15. Jänner, 1. März, 15. April, 1. Juni, 15. Juli, 1. September, 15. Oktober, 1. Dezember l. J.

Schriftleitung, Verwaltung und Anzeigenannahme: Waidhofen an der Thaya, Kirchenplatz, Niederösterreich.

Jahresbezugspreis 1932: Für Oesterreich ganzjährig S 3.50, halbjährig S 2.— (Einzelheft 50 g), im Auslandsverand um S 1.— für Portospesen mehr.

Oesterreichisches Postsparkassenkonto D-6173.

**5. Jahrg.**

**1. Juni 1932**

**Folge 4**

## **Inhalt:**

**Von Heimat und Heimatliebe.** Von Hauptschullehrer Josef Brunner, Groß-Siegharts. Zwei Lyriker aus dem Waldviertel. Von Dr. Heinrich Güttenberger, Wien.

**Eine neue keltische Wohnanlage in Roggendorf bei Eggenburg.** Von Angela Stifft-Gottlieb, Auktodin am Krahulek-Museum in Eggenburg.

**Drosendorf — des Waldviertels älteste Feste.** Von Artur Lorenz, Reg.

**Von einem unterirdischen Gange in Waidhofen an der Thaya.** Von Ignaz Jörg, Lehrer in Waidhofen an der Thaya.

**Das Waldviertel und seine Glasindustrie.** Von Oberlehrer Hermann Prinz, Steinbach.

**Der niederösterreichische Dichter Franz Fikinger ein Waldviertler?** Von Fr. Fikinger, Pfarrer in Weitersfeld.

**Das Waldviertel als Auswanderungsgebiet.** Von Rektor Anton Gutmandlberger, Wien-Steinhof.

**Alchimisten im Waldviertel.** Von Dechant Alois Pleßner, Klein-Pöchlarn.

**Bergessene Soldatengräber im Waldviertel.** Von R. S. J.

## **Dorfgeschichten aus unserem Waldviertel:**

**Ein Brennesselmalheur.** Von Dr. Franz Schmutz-Höbarten, Wien.

**Bilder:** Bildnisse der beiden Lyriker Wilhelm Franke, Litschau, und Wilhelm Szabo, Gmünd. Stadt Drosendorf an der Thaya. Stadt Waidhofen an der Thaya von Süden.

Für Beiträge, die ohne Vorbehalt eingesandt wurden, ist redaktionelle Aenderung vorbehalten. Unverlangt einlangende Manuskripte müssen, wenn hiefür Honorar verlangt wird, mit entsprechendem Hinweis versehen sein. Rücksendung erfolgt nur bei Rückporto. Beiträge, die auch in anderen Zeitungen erscheinen, werden nicht honoriert und müssen den Vermerk „frei“ tragen. Genaue Anschriften, deutlich schreiben!

Heimat- und volkskundliche Beiträge über unsere Waldviertler Heimat sind sehr erwünscht, desgleichen solche über das Wirtschaftsleben und die kulturellen Bestrebungen des Waldviertels, und ergeht an alle Heimatgenossen, die sich in dieser Richtung betätigen, die Einladung zur Mitarbeit. Den Verschönerungs-, Museal-, Volksbildungsvereinen, Fremdenverkehrsverbänden, den heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaften der Bezirksschulbehörden und Gemeindeverwaltungen, den Heimatverbänden der Waldviertler in Wien, den Wirtschafts- und Kulturverbänden jeder Art wird für ihre Tätigkeitsberichte und Aufrufe an die Öffentlichkeit Raum gewährt. Es wird gebeten, sich mit der Schriftleitung ins Einvernehmen zu setzen.

Eigentümer, Herausgeber, Verleger und verantwortlicher Schriftleiter: Hans Haberl jun., Waidhofen an der Thaya. — Druck: „Albrecht Dürer“, Wien, VII., Bandgasse 28.

## Mitteilungen an die Leser:

Welcher Waldbiervierler kann einem armen Wiener Landsmann größerer Statur Herrenkleidungsstücke geben? Es wird freundlichst um solche gebeten. Mitteilungen an den Verlag erwünscht.

Wer kennt alte Waldbiervierler Weihnachtslieder, wie sie ehemals gebräuchlich waren oder noch sind? Mitteilung von Text und Weise an den Verlag erbeten.

## Das Waldbierviertel im Bild.

Unter diesem Titel will sich der Verlag eine große Sammelbildermappe des Waldbierviertels zusammenstellen. Alle Orte in ihren schönsten Gesamt- und Teilansichten, alle Burgen, Schlösser, Ruinen, Klöster, Stifte und Kirchen und alle landschaftlichen Schönheiten unserer Heimat sollen in dieser Sammlung vertreten sein. Es ergeht daher an alle Bezieher die Bitte, dem Verlag Ansichtskarten von ihrer engeren Ortsheimat zu senden. Die Vorderseite der Karte soll möglichst unbeschrieben bleiben. Bitte, scheue keiner von den Beziehern die kleine Ausgabe und sende jeder wenigstens eine Karte. Dazu wird bemerkt, daß Ansichtskarten, die keinen anderen Text als den Namen und die Anschrift des Absenders tragen, nur mit einer 3-Groschen-Marke (nicht 10-Groschen-Marke!) zu frankieren sind!

## Bitte um Werbearbeit: 1 + 1 = 2.

Die Bezieher werden gebeten, die Zeitschrift durch eifrige Weiterempfehlung verbreiten zu helfen. Wenn jeder Bezieher im Jahr nur einen einzigen Bezieher wirbt, und das ginge bei einigem gutem Willen leicht, so könnten wir die Bezieherzahl verdoppeln und die Zeitschrift schöner ausstatten, die 24 Inhaltsseiten um acht auf 32 vermehren, mehr Bilder und Kunstbeilagen geben und schließlich die Zeitschrift statt wie jetzt achtmal jährlich, zwölfmal erscheinen lassen. Jeder Bezieher arbeitet daher für sich selbst, wenn er die kleine Mühe nicht scheut und einen Bezieher wirbt.

Dem Verlage möge von den Beziehern bekanntgegeben werden:

1. Fehler in der Anschrift. (Falscher Vorname, ungenau geschriebener Name, falsche Straßenbezeichnung oder Hausnummer.)
2. Irrtümliche Mahnung. Angabe des Datums und der Art der Einzahlung.
3. Mängel in der Zusendung. (Wieviel Hefte und welche Ausgaben nicht zugesandt wurden.)
4. Änderungen in der Anschrift durch Wohnungswechsel. (Umschreibung des Bezuges durch Sterbefall auf ein anderes Familienmitglied usw.)

Richtigstellungen werden sofort nach Einlauf der Mitteilung vorgenommen. Es wird nur sehr darum gebeten, eine solche möglichst rasch zu geben.

## Städt. Haushaltungsschule Waidhofen a. d. Thaya

Einjährig, mit Öffentlichkeitsrecht. Für auswärtige Schülerinnen Internat mit Warmbad. Freie Benützung der städtischen Bücherei.

Gelehrt wird: Bürgerliche und feine Küche (elektr. Küchenbetrieb). Weiß- und Kleidernähen. Hauswirtschaftliche Arbeitslehre. Tischdecken und Servieren. Garten- und Blumenpflege. Geschäftskunde. Unterrichtssprache. Staatsbürgerkunde. Volkswirtschaftslehre. Fachrechnen. Gesundheitslehre und Säuglingspflege. Ernährungslehre und Lebensmittelkunde. Haushaltungskunde. Singen und Turnen.

Schulgeld: S 15.— monatlich. — Aufnahmebedingungen: Das vollendete 14. Lebensjahr, Tauffchein und letztes Schulzeugnis. — Auskünfte erteilt jederzeit

Die Schulleitung, bzw. Stadtgemeinde.





# Das Waldviertel

5. Jahrg.

1. Juni 1932

Folge 4

## Von Heimat und Heimatliebe.

Von Hauptschullehrer J. Brunner, Groß-Siegharts.

Vieles wurde schon über Heimat und Heimatliebe gesprochen und geschrieben. Immer wieder wurde damit der Zweck verfolgt, den Mitmenschen durch die Schilderung der Schönheiten der Heimat, durch den Hinweis auf berühmte Männer, die die Heimat hervorgebracht hat, durch das Aufzählen all des Guten, das die Heimat gibt, zur Heimatliebe heranzuziehen und zu erziehen. Dieses Beginnen ist nun nicht immer von Erfolg gekrönt. Fragen wir uns, warum steht der Erfolg mit den aufgewendeten Mühen und Anstrengungen nicht im richtigen Verhältnis, so ist eine der vielen Antworten darauf die, daß viele Menschen ihre Heimat nicht kennen. Unseren Waldviertler Mitmenschen die Heimat näherzubringen, sie kennenzulernen, diese Aufgabe hat sich die Zeitschrift „Das Waldviertel“ gestellt. In jedem Menschen steckt ein Funke Heimatliebe; es gibt keinen, der, wenn er das Herz sprechen läßt, sagen kann: Ich kenne keine Heimat! Wenn er es dennoch tut, so ist es eine Neuerlichkeit, die irgendwelchen Absichten zuliebe getan wurde. Der Krieg brachte eine Menge Menschen, verschieden an Gemüt und Bildung, miteinander in Berührung. Immer konnte man bemerken, daß trotz äußerer Härte, Verzweiflung und Haders mit allem, doch der Gedanke an die Heimat nicht erstorben war. Bei vielen Menschen ist die Liebe zur Heimat eine mehr oder minder unbewußte Empfindung, die leider darum selten tief gegründet ist. Diese Oberflächlichkeit der Heimatliebe ist eben damit begründet, daß wir unsere Heimat nicht kennen. Scheuen wir die Mühe nicht, unsere Heimat besser kennenzulernen, ihrer geschichtlichen Entwicklung nachzugehen, das Werden der Landschaft zu ergründen; überhaupt den Begriff „Heimat“ nach allen Richtungen hin auszuschöpfen. Wenn uns all dies gelungen ist, dann erst wird in unseren Herzen allmählich die wahre dauernde Heimatliebe sich bilden, die sich in allen Lebenslagen bewähren wird.

Heimat aber haben wir Deutsche jedoch nicht bloß in Landschaft und Siedlungen, in Dingen und Verhältnissen, in Lebensbedingungen und Gewohnheiten, sondern auch in persönlichen Menschen, ob sie leben oder tot sind. Als das große Völkermorden über die Welt brauste, ist die Anzahl derer, die für uns auch ein Stück Heimat waren und noch sind, sehr groß geworden. Sie, die fast alle in der Heimat festwurzelten, sie, die alle Schmerzen des Abschiednehmens von der Heimat ertrugen, die das Höchste für die Heimat hergaben, sie alle gehören zur Heimat. Sie sind verbunden mit dem Begriff „Heimat“ durch das Blut, das sie für die Heimat hergaben! Verbunden zu einer Gesamtheit, die für uns den Namen Heimat tragen soll. Vieles erleben wir, vieles vergeht oder ändert sich, doch eines soll im Menschenherzen fortleuchten in trüben und heiteren Tagen bis ans Ende als ewiges Licht: die Heimatliebe.

## Zwei Lyriker aus dem Waldviertel.

Das Freundespaar Wilhelm Franke und Wilhelm Szabo.

Von Dr. Heinrich G ü t t e n b e r g e r, Wien.

Echte Lyrik ist Weltdeutung innerlichster Art durch das unmittelbar erkennende, helllichtige Tiefenerlebnis der dichterischen Seele. Wie der Puls des Zeitengeschehens geht, was die nachrückende Generation in der unvermeidbaren Aufgabe ihrer Auseinandersetzung mit Ich und Umwelt, mit Kreatur und Schöpfer an Schwung, an Sehnsucht und Offenbarungsgewalt ihr eigen nennt: das kündigt der Lyriker, das schluchzende und mahnende Gewissen der Zeit. Daß der Lyriker „oftmals tauberem Ohr flötet“, ist das tragische Schicksal seiner Sendung, nicht minder das Verhängnis einer materialisierten Welt, die sich dem Sehertum, geistiger Führung abkehrt.

Zwei echte Lyriker, denen der Weihfuß dichterischer Sendung auf der Stirne glüht, sind Wilhelm Franke und Wilhelm Szabo: zwei Waldviertler Lehrerdichter, die, wie Guido Zernatto, mit aller Kreatur fühlen, mit Richard Billinger der erdhafsten Urkraft verschwistert sind, die mit dem geliebten Führer ihres engeren Freundschafsbundes, dem vornehmstillen Melodiker Friedrich Sacher, die Sehnsucht nach Liebe, Frieden, Erlösung in und durch Gott in tiefster Seele gemeinsam haben. Die „Anthologie junger Lyrik aus Oesterreich“ hat ihr Schaffen zuerst kundgetan, das Sammelbuch „Die Gruppe. Neun Lyriker aus Oesterreich“ — beide Werke sind von Friedrich Sacher im Wiener „Kunstallverlag“ verlegt worden — läßt dieses Schaffensbild noch plastischer erstehen. Wie in einer Sammelrinne leuchtet dichterisches Erleben, lyrische Inbrunst in der „Gruppe“ auf — wer diese Begegnung versäumt, entrückt sich der Jugend und dem, was in ihr zur Reife strebt.

Wilhelm Franke und Wilhelm Szabo, beide angehende Dreißiger, gehören dem Jungwuchs an. Aufgeschlossenheit, Ehrlichkeit charakterisiert diese Jungen und macht sie von Anfang an allen sympathisch, denen purer Ungeist und all die maskengewandte Gleisnerei, die uns umwirbt, tiefinnigst zuwider ist. Franke und Szabo suchen und zeigen den „Halt, der nicht in der fließenden Zeit steht, sondern aufgepflanzt im Innern des Menschen“ — um ein Wort Kasimir Edschmids aus seiner Schrift „Ueber den Expressionismus in der Lyrik“ (1919) aufzugreifen. Verständlich diese trotzig Abkehr der Jungen vor den Richtern der Zeit, wo sie der Mensch bewegt, der „vor die Ewigkeit gestellt“ ist. Pflege des Volkstums, liebende Menschlichkeit sind ihnen nicht modische Sittenpredigt, sondern flammendes Gebot, dem sie nachleben. Eine Heimatinnigkeit, die aber nicht Winkelidyllen nachjagt, sondern die Jakobsleiter in Regionen aufbaut, wo allen Menschen die ewigen Gestirne Liebe, soziale Gerechtigkeit, Gott leuchten!

Wilhelm Franke und Wilhelm Szabo kommen von Georg Trafl. Der Frühvollendete, der im November 1914 nach Leid und Not der ersten Kriegsmonate, vom Bahn zertrümmert, im Krafauer Garnisonsspital verlosch (1887 bis 1914), muß als der Chorführer junger Lyrik in Oesterreich angesehen werden. Nun schimmern Berge der Tiroler Nordkette auf sein Grab in Mühlau bei Innsbruck, diesen Weihe- und Wallfahrtsort! Die im Kurt-Wolff-Verlag (München) gesammelten „Dichtungen“, denen zur Zeit ihres ersten Erscheinens nur geringes Echo zuteil ward — wie alles Tiefe erst langsam begriffen, dafür aber zur Offenbarung wird! — sind ein kostbares Vermächtnis und das Bekenntnisbuch „Erinnerung an Trafl“ der Schlüssel hiezu. Die Zerstörung, mit der die Zeit schwanger ging, hat niemand ahnender, fühlbarer, leidvoller gespürt wie der junge Salzburger. Er, der das Erlebnis „Salzburg“ in melodischen Strophen voll Gemütsinnigkeit, hellseherischer Tiefe und romantischem Schmelz gedeutet! Er, der in den Gedichten „Die Landschaft“, „Musik in Mirabell“, „Der Herbst des Einsamen“, „Liebe den Menschen“ Werden, Sein und Vergehen, Natur, Stille, Not und Tod und Gott besungen —



in Stimmungen und Versen, die erst zum Erlebnis der Kriegsgeneration geworden sind! Der junge Salzburger hat so die Brücke wieder aufgebaut, die zur *Frühromantik*, ihrer Naturverbundenheit, Gemütstrunkenheit, Mystik führt, ihrer Sehnsucht nach Lebensmeisterung, die notwendigerweise in sprachgestalterischem Udrang einerschreiten mußte! Der Expressionismus, der hinter den Dingen die Seele sucht, zum „Ich“ das „Du“, bedeutet für erneuertes Menschentum eine „Etappe auf dem Wege zu Gott“. Es ist bezeichnend, daß Wilhelm Szabo unter den Dichtern, denen seine Muse benachbart wohnt, den priesterlichen Lyriker Heinrich Suso Waldeck (Augustin Popp) nennt, den Sänger der „Antlitzgedichte“!

Der Geburt nach sind Wilhelm Franke und Wilhelm Szabo Großstädter. Zu Wien sind sie 1901 geboren — in dem Jahre, als der vierzehnjährige Trafl den Feuerfuß der Muse empfing. Wie den Salzburger, so hat auch sie das Leben



Wilhelm Franke, Litichau.



Wilhelm Szabo, Gmünd.

in jungen Jahren herumgeschüttelt, eben dadurch aber zu tiefem Erleben gereift. Diese Großstädter danken zweifellos ihre Aufgeschlossenheit städtischem Milieu, aber ihrer Dichtung mütterliches Erbgut wurzelt in der niederösterreichischen Donaulandschaft und im Waldviertel. Als Lehrer sind sie gewissermaßen wieder auf den Boden ihrer Ahnen zurückgekehrt, den höheren Maßstab des Lebens in Gefilde tragend, die anderen Geschlechtern nur das Arbeitserlebnis zuteil werden ließen. Wie sagt doch Wildgans, der Großstädter, in dem Erinnerungs- und Bekenntnisbuch „Musik der Kindheit. Ein Heimatbuch aus Wien“? — „Wenn wir Heimat sagen, so sehen wir im Geiste und fühlen wir im Herzen — ob wir auch seit Geschlechtern der Großstadt angehören — doch immer noch Land und Erde: ein Dorf um alte Linden herum im Tal, ein einsames Gehöft auf sonnseitiger Lehne im Gebirge, die Kleinstadt am schmalen, holzüberbrückten Flusse, ein spitzer Kirchturm am Rande der Ebene wahrzeichenhaft emporragend, zarte Hügelbläue am Horizont und zwischen Ferne und Ferne die Landstraße!“ ...

Lieulich besingt Wilhelm Franke, der Zartnervige, Herzbewegte, in einem Gedichte, das hier zum erstenmal gedruckt wird, seiner Mutter Heimat:

## Kindheit der Mutter.

Mutter, das süßeste Märchen, das du erzähltest, ist deine Kindheit:

Wie die kleinen Schiffe kamen am blauen Strom,  
Abends die Mandolinen der Matrosen zirpten,  
Wie du auf den Stufen des Ufers saßest,  
Die Wellen deine kleinen Füße liebkosten,  
Wie du im Winter über den Eisstoß liefest,  
Weil in der Au drüben schwarze Eichlähden spielten.  
Schaurig die Nacht, da Feuer ausbrach in der Donaustadt,  
Die purpurnen Flammen im Strome sich spiegelten!

Immer wieder, Mutter, muß ich träumen von den Wassern deiner Kindheit,  
Mein schönstes Lied soll gelten dem blauen Strom!

Und was ist ihm das Waldviertel, seine Berufsheimat?

## Waldviertel.

Deine Vögel hab ich besungen und deine Kinder.  
Deine Bauern haben mich schweigen gelehrt.  
Deine Mütter haben mich gepflegt, da ich krank war.

In deinen einsamen Dörfern erhebt ich vor dem Erzklang der Winter.  
Deine kleinen Städte sind wie zärtlich träumende junge Schwestern.  
Allen deinen dunklen Teichen verscrieb sich mein Herz!  
Deine herbstlichen Wälder orgeln Gottes Musik!

Reihen wir diesen Proben zwei gleichfalls hier zum ersten Abdrucke gelangende Gedichte des talentvollen Wilhelm Szabo an!

So besingt er den Ort Unserfrau bei Weitra, eine seiner Lebensstationen als Volksschullehrer:

## Das Dorf Unserfrau am Sand.

Madonna, deren Bild die Flut  
Einst warf an diesen Strand,  
Sei mir in deinem Dorfe gut,  
Du, uns're liebe Frau am Sand.

Der Knecht mäht in der Bucht.  
Die Mägde köpfen Mohn.  
Durch eines Hohlwegs Schlucht  
Sucht dich die Prozession.

Deine Augen sind zwei Schlehen,  
Wellenentstiegene Frau.  
Die böhmischen Winde wehen  
Dir um die Wangen rauh.

Maria, Flußgeboren,  
Laß mir auch Heimat sein in diesem Land!  
Verliß das Irrlicht in den Mooren,  
Du, uns're liebe Frau am Sand!

Welch Wohlklang und Adel der Verstunst! Welch tiefe und ehrliche Ergriffenheit! Und nun die Impression der Granitgegend um Gmünd — ein Bildchen, wie es Greif und Rilfe nicht besser gelungen wäre:

## „Steinreiches Land.“

(Landschaft um Gmünd.)

In fargen Heiden, braun wie Rost,  
Granit'ne Kuppen, Blöcke, Scheiben.  
Sie gleichen riesenhaften Laiben,  
Die Sonne buht und Wind und Frost.

Krumm läuft die Furche ein und aus,  
Wo sie in Aedern klotzig lagern.  
Um ihre Flanken steh'n die hager'n  
Wacholdersträucher wirr und kraus.

Im Spätherbst hocken sie wie graue Tiere  
Am Rain und wölben breite Buckel in das Nebeldämmern.  
Und immer flirrt, wie vieler Spechte Hämmern,  
Der Schall der Steinmeißel an der Waldfisiere.



Den jungen Lebensweg der beiden Dichtersfreunde überschauend, geben wir zunächst Wilhelm Franke das Wort. Er schreibt auf meine Einladung:

„Ich bin im Jahre 1901 als Sohn eines Wiener Steindruckers geboren. Meine Mutter verlebte ihre Kindheit in einer kleinen Donaustadt. Es ist wohl ihr Erbteil, wenn es mich immer wieder zum blauen Strom zieht. In Wien besuchte ich das ehemalige Niederösterreichische Landes-Lehrerseminar. Bevor ich angestellt wurde, war ich Kunstgewerbler und radierte auf Elfenbein Palmen, Pyramiden und ägyptische Königinnen. Dann zog ich als provisorischer Lehrer ins oberste Waldviertel. Ich lebte zehn Jahre in kleinen Dörfern. Zu dichten begann ich schon früh, mit zwölf, dreizehn Jahren. Gedruckt sah ich Gedichte von mir erst als Neunundzwanzigjähriger, in der „Anthologie junger Lyrik aus Oesterreich“, Krystall-Verlag, Wien 1931. Gegenwärtig lebe ich als Fachlehrer in Litischau. Die Landschaft des Waldviertels ist mir teuer geworden.

Das Jahrzehnt, das ich als Volksschullehrer unter Bauern, Steinmehrn, Stridern und Wirten verlebte, war oft eine harte Zeit. Ich wollte sie nicht missen. Das harte Leben des Waldviertler Bauern, seine tiefe Religiosität, das ruhige Gleiten der Jahreszeiten, die Einsamkeit der langen Winter ließen mich mein künstlerisches Ziel immer mehr in der Gestaltung des Einfachen, Naturverbundenen, Gottsucherischen sehen.

Von österreichischen Dichtern der Gegenwart schätze ich vor allen Georg Trakl, Richard Billinger, Friedrich Scher. In langjähriger künstlerischer Freundschaft bin ich Wilhelm Szabo verbunden, der in der gleichen Landschaft wie ich lebt und schafft.

Ich hänge sehr am Lehrberufe, besonders an der erzieherischen Arbeit des Lehrers. Ich übe meinen Beruf in einer kleinen Stadt aus und kann in wenigen Minuten in freier Natur, im Walde sein. Dies ist mir ungleich wertvoller, als jederzeit die letzten Errungenschaften der Zivilisation gebrauchen zu können.

Freilich kann ich nicht ableugnen, daß die Erfüllung meiner Berufspflichten und die dichterische Betätigung gebieterisch strenge Zeitökonomie verlangen, daß dies oft nur unter Anspannung aller Kräfte möglich ist.“

Der Lehrer Franke hat sein Waldviertel, das Sorgen und Sinnen seiner Menschen erlebt. Ehe wir zum Sammelbuch der „Gruppe“ gehen, sollen noch zwei ungedruckte Gedichte zu Worte kommen:

#### Winter im Dorf.

Orion steht gewaltig über'm Tal. Ein Hase rennt verstümmelt durch das Dorf.  
Die Hütten sind in tiefen Schnee versunken. Die Frauen schneiden Lumpen, Kinder weinen.  
Am Schorn der Schenke tanzen rote Funken, Die Männer reden sorgend von den Schweinen,  
Die Jäger halten dort ein nächtlich Mahl. Um Weihnacht traf die Tiere böser Schorf.

Die Väter halten in den Küchen Wacht,  
entzünden in den Ställen die Laternen.  
Die Höfe trauern unter eissigen Sternen,  
Es klrirt um Mensch und Tier die Weltennacht.

#### Bauern.

Nun sitzen sie schon Stunden in dem Krüge  
und haben das Gewölbe vollgeraucht.  
Der Weindunst schwellt; es blakt die rote Flamme...  
Dies ist die Höhle, die ihr Wesen braucht.

Wer lesen kann, der sieht, daß die Gesichter  
der alten Pflüger voll von Sehnsucht sind,  
daß sie den Bruder brauchen, den Gefährten,  
nach vieler Einsamkeit im Flurenwind.

Nur zeigen sie es nicht, und um so härter  
geh'n sie mit Pfarrer, Händler ins Gericht.  
Sie zählen Wort um Wort, und jede Silbe  
erträgt ein unnennbares Schwergewicht.

Dann schweigen sie... Indessen auf den Straßen  
aufsteht ein großer, hohler, dunkler Wind.  
Sie lauschen, lösen... in die derben Ohren  
ein Wehlaut dieser finster'n Erde rinnt.

Die „Gruppe“ bringt von jedem der neun Lyriker, die hier ihr Fähnlein aufpflanzen — bezeichnenderweise vier Lehrer unter ihnen und jeder ein vollwertiger Dichter! —, je zwölf Gedichte. Elegisch hebt Franke an in dem Gedichte „Um Mitternacht gesungen“. Am einsamen Abend einsam unter fremden Menschen sitzend, denkt der „Hilfslose“ seiner lieben Mutter — ein Gedicht, in Wehmut lächelnd:

„Soll ich zu Bauernmädchen bitten geh'n?  
Mein Rock zerriß. Ich muß ihn selber näh'n.  
Und wie ich langsam nähte, Stich um Stich,  
geschah es, daß mein Sinn nach Hause schlich.

Vor meiner Stirn vergessene Lampe brannte,  
ein zarter Anhauch wie ein Kuß mich bannte.  
Verstorbene Abendwinde hörte ich viele weh'n,  
sah Lampen brennen, meine Mutter näh'n.

Begriff ich nie der Mutter Abendzeit?  
Was nah, was bei mir war, lag mir so weit?  
In Dorfesnacht ich ohne Regung starrete  
durch's schwarze Fenster, klein wie eine Scharte.“

Ein Dichter der Andacht ist Franke: ob er hier von der Mutter und ihrer treuen Hand ergriffen ist, ob er am „Wolkenschweren Abend“ den Stern niederzuden sieht, oder er „Im Mai“ den blühenden Kirschenzweig seiner Schulkinder entgegennimmt, das Erwachen in Natur und Heiligtum sowie des Engels Klopfen am eigenen Fenster spürt, ob er mit dem wandernden „Kirchenmaler“ fromm ist oder im Gedichte „Der arme Leser“ Anteil nimmt an Glück und Herzens-einfalt der Kleinen und Geringen!

„Wie allen,  
die unerkannt, nüchtern leben im Dorf,  
galt ihm die kleinste Münze viel.  
Immer gab es genaues Maß,  
und man reichte das leichtere Brot,  
zu oft daß das Holz verbrannt war —  
lange Winter wo er kein Buch besaß.

So las er die alten Kalender,  
las in blauen und gelben Heften der Kinder,  
der Jäger ließ ihm sein Buch,  
ein altes Gebetbuch fand sich im Walde,  
das legte er sorglich zusammen.

Und höre:  
dies Karge,  
gelesen in vielen Nächten,  
erblühte,  
trug Frucht wie ein ausgerastetes Feld.

Er wußte nun, wie die Kinder in die Raine sich legen,  
wenn beim Hüten der Sturm kommt,  
wie sie im Schnee zur Korate taumeln,  
er wußte nun alle Arbeit des Jahres, kannte das Flugbild der Vögel.

Er lernte die Litanei von der Todesangst Christi,  
Gebete für Sterbende,  
die Sieben Schmerzen Mariä.  
Aus seinem armen Lesen  
stieg eine Süße ihm,  
die wir nicht kennen.“

Vom Segen solcher „Kargheit“, dieser unverbücherten Einsamkeit und sinnierenden Selbstgenügsamkeit zeigen Seite für Seite die eindringlichen Natur-



beobachtungen und Menschenbelauschungen Frankes. Fest steht er in seiner Welt, aber „kein besserer Führer als das Herz“. Der philosophische Gehalt solches Lebens und Dichtens, auf ein Format gebracht, ist nachfolgender

#### Spruch.

Mensch, das ist der unjählich schwer Lernende.  
Mensch, der sich trotzig vom Wesen Entfernende;  
Blutrausch, Vergessen, Taumel und Schuld. —  
Gott ist die große Geduld.

Wilhelm Szabo stellte mir folgende „Biographische Notizen und Anmerkungen über sein Schaffen“ zur Verfügung:

„Ich wurde 1901 in Wien geboren, bin aber mütterlicherseits in der Donaustadt Krems beheimatet. In meinem zweiten Lebensjahre kam ich ins niederösterreichische Waldviertel, wo ich in dem Dorfe Lichtenau bei Gföhl bei kleinbäuerlichen Pflegeeltern, denen ich sehr zu Dank verpflichtet bin, aufwuchs, und ich habe das Waldviertel eigentlich nur in den Jahren des Studiums (1916 bis 1921) für längere Zeit verlassen. Ich war Kellnerjunge, dann Tischlerlehrling in Wien, als mir der Besuch des St. Pöltner Lehrerseminars ermöglicht wurde. Nach Absolvierung der Anstaltsjahre war ich Lehrer in den Dörfern Gopprechts, Siebenlinden und Unserfrau am Sand. Gegenwärtig wirke ich als Hauptschullehrer in Gmünd.

Ich kann sagen, daß das Erlebnis des Dorfes von entscheidender Bedeutung für mein bisheriges dichterisches Schaffen wurde und daß ich bestimmende Eindrücke und Anregungen der Natur und Landschaft des Waldviertels verdanke, das in seiner Herbheit, Schwermut und Ursprünglichkeit innerlichen Menschen viel zu geben vermag. Trotzdem so mein Schaffen ganz im Boden dieses eigenartigen Landstriches wurzelt, hatten meine dichterischen Arbeiten nie heimatkünstlerischen Charakter, sie streben über landschaftliche Enge und Begrenztheit hinaus nach allgemeinerer Gültigkeit. Die Besonderheit meines Naturerlebens und meine wenig herkömmliche Art, die Verhältnisse und Erscheinungen des Dorfes zu sehen, mögen im großstädtischen Erbe meiner Herkunft begründet sein. Von Dichtern, deren Art mir irgendwie nahesteht, nenne ich an erster Stelle den frühverstorbenen Salzburger Georg Trakl, dann Richard Billinger und Suso-Waldeck. Die Dichtung der expressionistischen Epoche hat auf mich viel nachhaltiger eingewirkt als die ihr folgenden und gegenwärtigen Literaturströmungen. In Freunden nenne ich den Lyriker Wilhelm Franke, in dessen nächster Nähe ich seit zehn Jahren lebe, Friedrich Sacher, dessen Stimme mir die reinsten im lyrischen Chor der Gegenwart dünkt und dessen „Gesammelte Schriften“ (Krytall-Verlag, Wien) ich herausgebe, Walter Sachs, dessen imbrünstige Naturlogik und soziale Gedichte Landschaft und Menschentum der niederösterreichischen Boralpen widerspiegeln.

Der Beruf war mir in meiner dichterischen Arbeit eher Anregung als Hemmung, und ich betone, daß ich die Arbeit, die ich ein Jahrzehnt hindurch als Lehrer in kleinsten Orten leistete, nicht geringer einschätze als mein dichterisches Schaffen.“

Eine Autorskonfession von bemerkenswerter Geschlossenheit und Reife! Weitere „Bruchstücke“ der „großen Konfession“, die jedes Dichters Schaffen bedeutet, bringt das Sammelbuch der „Gruppe“. Dem Alphabet nach steht hier Wilhelm Szabo so ziemlich am Schluß — an Gehalt und Zukunftsbedeutung reiht er unter den Ersten der Beiträger.

Es ist ihm gegeben, aufwühlend zu sagen, was er und mancher Schicksalsgenosse mitunter im „Gefängnis Dorf“ litt und leidet — wobei das Quentchen Bitternis unverkennbar abfärbt, das ein raues Leben seiner zart empfindenden Seele eingepflanzt hat.

„Ich lebe unterm Dach von Stroh,  
zerbröckle meinen Willen — —  
Ein Taumelgang am Rain,  
dann sitz' ich lang, erstarrt; — —

Die frühen Monde starben  
hinab in grüne Tiefen.  
O, daß noch Engel schliefen  
mir nah, Des Nachts im Garten!

Ich grabe finst're Stollen  
mir hin zu fernem Licht,  
Ich bin schon lang verschollen  
vielleicht und weiß es nicht.“

Diese Einsamkeit und herbe Wehmut — in ihr liegt tieferer Humor als in der lachenden Daseinsfreude! — spricht uns noch aus manchem Gedichte an: so im „Schlummerschläfer“, der „Dorfseele“, „In der Heimat“ („Einst mir entgegen aus Menschenwald holdes Echo der Güte schallt!“), den ergreifenden Seelenoffenbarungen „Erkenntnis“ und „Der Fremde“, im „Abgewandten“, wo sich der Dichter in Traflcher Schwermut fragt:

„Wall' ich denn ewig die Seiten  
der Bücher? Taumle ich ohne Vergleich?  
Oder bereiten  
Engel schon heimlich das raumlose Reich?“

Doch Szabo kann auch fröhlich lachen, wie in dem ergötzlichen Gedichte „Morgengedanken“ — „denn ich bin doch sieben Jahre aufgestanden mit dem Hahnshrei, wie ein zahmes Tier. Aber heute laß' ich alle Hähne krähen, denn es kräht kein Hahn nach mir...“ Wie vielfältig die Stimmungslieder, die Modulation dieser Verkunst von der innigen „Flucht nach Aegypten“, die zart und volksliedhaft verflingt, nach dem Liedkomponisten rufend, der solche Töne in Musik verwandelt, bis zur grimmigen „Berwünschung!“ Eine bestrickende Ehrlichkeit und Echtheit kennzeichnet diesen Wilhelm Szabo. Was von der jungen Lyrik auch verfliegen mag, wie die Blütenpracht des Maien um so mehr zerfliehet, je reicher sie ist — zwei Gedichte Szabos, das kann schon heute unvermessen gesagt werden, die im Sammelband der „Gruppe“ goldenfrüchtig leuchten, werden im Wehen der Zeiten Geltung bewahren. Es sind dies „Meier Helmbrecht“ und das Gedicht „Vom Kiesel“.

Hier folgen sie und der Leser mag sich, vergessend, was zur Einstimmung und Umschreibung von Szabos Schaffen hier gesagt wurde, ganz ihrer Tatsächlichkeit und dem heimlichen Läuten, das dahinter klingt, hingeben!

### Meier Helmbrecht.

Als Meier Helmbrecht nicht mehr sah  
und keine rechte Hand mehr hatte, keinen linken Fuß,  
ließ man ihn schreien vor'm Tor, und da  
trat aus dem Haus der Vater und er bot ihm Hohn als Gruß.

In seinen Böden roch das Heu.  
Im Stalle brüllte Vieh, die Kühe ruhten salb.  
Es gab kein Brot. Er ließ den Sohn nicht kauern in die Streu.  
Er schlachtete kein Kalb.

Berspottete den Krüppel, frug voll Hohn  
ihn nach dem Drilch und Getreidesäcken.  
Er schlug das Hostor zu vor dem verlor'nen Sohn  
und ließ den Blinden steh'n bei seinem Stecken.

Meier Helmbrecht, wo ist dein gelbes Haar?  
Es hängt am Zaun wie Berg am Roden.  
Im Frühjahr bauen Meis' und Star  
ihr Nest aus deinen Locken.

Die wilden Bauern geben dir den Rest.  
Aus ihren Weilern kommen sie in Herden.  
Sie stoßen dich zum Wald. Du siehst nicht das Geäst,  
d'ran sie dich hängen werden.



### **Vom Kiesel.**

Du gehst, ein waffenloser Mann,  
zur Nacht durch den verrufenen Tann,  
in dem zuweilen Mord geschah.  
Da steckst du einen Kiesel ein,  
um nicht so wehrlos mehr zu sein.  
Gehst weiter und hast nicht mehr Ruh,  
und fühlst, ein Feind geht auf dich zu.  
Gefahr in allen Büschen steckt.  
Dein Kiesel hat den Feind erweckt.  
Da wirfst du deinen Kiesel weit  
und bist vor Angst und Feind geseit.  
Und gehst, ein arglos stummer Mann,  
nachts furchtlos durch den Mördertann.

Kein Geringerer als Richard Schaukal, der keusche, strenge Lyriker, der große Einsame, hat schon nach dem Erscheinen der „Anthologie junger Lyrik“ dieses Gedichtes Meisterschaft anerkannt und Szabo ein günstiges Horoskop gestellt. Würfen wir doch alle, vom Symbolgehalt lyrischen Sehertums ergriffen, in Alltag und Politik, in Schule und Leben, in Kunst und Wissenschaft unserer vorgefaßten Meinungen harte „Kiesel“ weg! Uns erlösend, würden wir Erlöser!

Hab' Dank, du junge Dichtergeneration! Schreitet voran, ihr waderen Lehrerdichter aus dem Waldviertel, ihr seelenvollen Lyriker — dem ganzen deutschen Volke, der Welt sollt ihr gehören und helfen, daß der „klare Blick, der richt'ge, offne Sinn“ des Oesterreichers allerwärts zu Ehren komme!

## **Eine neue keltische Wohnanlage in Roggendorf bei Eggenburg.**

Von Angela Stifft-Gottlieb, Auktodin am Krahulek-Museum in Eggenburg.

Durch den Eifer eines der bravsten Mitarbeiter unseres Krahulek-Museums, des Bauernsohnes Josef Reiß aus Roggendorf, wurde ich Mitte November auf einen schwarzen Fleck in einem Acker bei Roggendorf aufmerksam gemacht.

Die genaue Ausgrabung und Bloßlegung dieser Stelle, die uns vom Grundbesitzer, Herrn Franz Ehn aus Roggendorf, in zuvorkommendster und höchst dankenswerter Weise gestattet wurde, zeitigte ein sehr interessantes Resultat. Wir waren auf eine Wohnanlage gestoßen, die um das Ende des letzten vorchristlichen Jahrhunderts, also nicht sehr lange vor Christi Geburt, von Vertretern der keltischen La-Tène-Kultur bewohnt war, eine Ausdehnung von fünf Meter Länge und vier Meter Breite hatte und eineinhalb Meter in den Löß eingetieft war.

Der Eingang in diese Wohnung — sehr praktisch südseitig angelegt — führte längs der Westwand über eine Art Rampe, auf die man wie um eine Stufe tiefer niederstieg zum hartgestampften Lößboden der Wohngrube. In der Mitte derselben lag die große Feuerstelle mit viel Asche und größeren Holzkohlenstücken, in einer Ecke, von Asche verhüllt, ein eingestürztes Lehm-mauerwerk, das sich als eine Ofen-anlage mit eigenem Abzugskamin erwies, und daneben eine kleine, aus dem Lößboden herausgeschnittene Grube von dreiviertelförmiger Form mit einem Schnabel. Diese in ihrer Art sehr seltene Wohngrube war mit schwarzer Erde ausgefüllt, in welcher sich eine große Menge Scherben — von über 80 Gefäßen — befand, die zum Teil ebenso schön und sorgsam bereits auf der Töpferscheibe gearbeitet sind. Dasselbe gilt von den verhältnismäßig zahlreichen Knochenwerkzeugen von seltenem Typus.

Das schönste Stück aus dem Fundmaterial ist wohl ein halber Armreifen aus hellem Glas, heute leuchtend irisierend. Außerdem wurden noch Eisensachen, darunter eine Fibel nach Mittel-La-Tène-Schema gefunden und Knochenüberbleibsel von dem kleinen Hallstattpferd, einem zwerghaft kleinen Rinderschlag, von Schwein, Schaf, Ziege, Hund und Wolf.

Sämtliche Funde sind im Krahulek-Museum in Eggenburg zur Schau gestellt. Was waren das nun für Menschen, die sich dieses Daheim geschaffen, die es bewohnt haben? Da müssen wir in ihre Vergangenheit blicken.

Um die Mitte des letzten Jahrtausends vor Christi saßen in Westeuropa die Kelten, ein Zweig der indogermanischen Völkerfamilie, von den klassischen Schriftstellern wegen der Höhe ihres Wuchses, dem rötlichen Blond ihres wallenden Haares, dem Blau der Augen und der Weiße ihrer Haut als den Germanen gleich beschrieben. Diese Blutsverwandtschaft bewiesen sie auch durch seelische Ähnlichkeit, wie Kriegslust, Heldenmut, Ehrlichkeit und Ungezügtheit im Kampfe, unterschieden sich aber durch den wüthigen, gewandten Fluß ihrer Rede; sie prahlten gerne und viel und ihr Geldguth war unersättlich.

Diese Gier nach dem glänzenden Metall führte sie in einem Siegeszug, einer Lawine gleich, aus dem Norden Frankreichs in einem Bogen über den Balkan bis nach Kleinasien, wo sie das Reich der Galater gründeten, an dessen Bewohner viel später der Apostelfürst Paulus seine Galaterbriefe schrieb. Auf diesem Wege, der auch über unsere Heimat führte, besiegte 390 v. Chr. der Keltensführer Brennus die Römer vor den Thoren der Stadt Rom, verhandelten sie am nördlichen Balkan 336 v. Chr. mit Alexander dem Großen, der an sie die Frage stellte, was sie wohl am meisten fürchteten. Seine eitle Erwartung, sich selbst nennen zu hören, erlitt in ihrer stolzen Antwort: „Nichts als den Einsturz des Himmels!“ eine unverhoffte Enttäuschung.

Zu klein an der Zahl, um alle eroberten Gebiete besetzen zu können, ließen sie bei ihrem Weiterstürmen im günstigsten Falle eine dünne Oberschicht zurück, nachdem sie die Bevölkerung energisch keltisiert, ihnen aber auch ihre neuen Kulturerrungenschaften, wie zum Beispiel die Töpferscheibe, Glas, Münzen usw., überbracht hatten und so ein ganzer Umschwung in die bereits alternde Hallstattkultur auch unserer Heimat kam.

Aber auch ihre Stunde schlug!

Als nicht sehr lange vor Christi Geburt die Besitzer der Roggendorfer Wohngrube diese ihr Heim nannten, war die Zeit längst vorbei, da Mittel- und Südeuropa vor den langen Eisenschwertern der Kelten gezittert hatten. Auch ihre Kultur war alt und müde, war morsch geworden und brach in sich selbst zusammen. Die Funde aus dieser Zeit zeigen uns dies. Ein einst waffenstarkes Volk war arm, war waffenlos geworden. Volk ohne Waffen! Und von beiden Seiten bedroht. Ungezügelt wälzen sich von Norden die Volkshäufen der Quaden und Markomannen herunter, von der Donau blickt gefährdend das Feldzeichen der römischen Legion herauf. Der Germane im Norden, der Römer im Süden!

Das graue Gespenst der Sorge wird mit diesen Nachrichten auch über die Kampe der Roggendorfer Wohnung geschlichen sein und hat dann dort am häuslichen Herdfeuer das große Wort geführt. Nicht umsonst!

Das erste Morgenrot unserer Frühgeschichte dämmert über dem Untergang des keltischen Volkes, der keltischen Kultur. Ströme von Blut und Tränen fließen! Ein Beben und Schütteln geht durch die ganze Welt, die Duvertüre zu einer neuen Zeit. Im fernen Osten leuchtet ein heller Stern, ein fremder Wanderer am Firmament. Er führt drei weiße Könige einen weiten Weg, er erfüllt alles, was Mensch heißt und seinen Glanz sieht mit ehrfürchtigem Schauer und der Ahnung eines großen Geschehens: Christus ist geboren — Alleluja!

## **Drosendorf — des Waldbiertels älteste Feste.**

Von Artur Lorenz, Reg.

Wer sieht es wohl diesem bescheidenen, stillen Thanastädtdchen an, daß an seiner Ringmauer schon die Römer gearbeitet haben, daß sich so viele feindliche Kriegsvölker des geschichtlichen Alterthums und des Mittelalters vergeblich bemüht haben, dieses tapfere Nest in ihre Gewalt zu bekommen. Der Name der Stadt — die einst Drosendorf geheißen haben soll — wird, wie die Chronik berichtet, von D r u s u s



Germanicus abgeleitet, der den Ort zum Schutze Windobonas gegen die Raubvölker Böhmens und Mährens zu einer Feste ausgebaut und in die Ringmauer eingeschlossen hatte.

Die Stadt ist auch für eine Festung wie geschaffen. Sie liegt auf einem Berge, dessen Fuß von drei Seiten von der Thaya bespült wird und hängt nur an einer schmalen Stelle mit dem Höhenzuge zusammen, den die Thaya und der Thumritzbach umschließen. An dieser Stelle befindet sich auch der Eingang in die Stadt. Hier sehen wir die beiden massigen Tortürme, zu denen man nur über eine Brücke, die den tiefen Graben überspannt, gelangen kann. Die links davon gelegene ehemalige Burg fiel im Jahre 1694 einem großen Brande zum Opfer. An ihrer Stelle steht ein neuerer Bau — das Schloß Honos (17. Jahrhundert). Baulich Wertvolles ist uns aus alter Zeit fast nichts mehr erhalten geblieben. Wohl stehen noch zum großen Teile die alten Stadtmauern mit Zinnen und Türmchen, die so viele Stürme erlebt, das Stadtkirchlein, das in jüngster Zeit wieder aufgefriichte Rathaus, der Roland mit Halseisen und steinerner Kugel („Prangerhansl“); aber sonst sind



Stadt Drosendorf an der Thaya.

die Denkmäler der Vergangenheit den vielen Kriegen und Bränden zum Opfer gefallen. Erwähnt sei noch eine links in der Gasse zum Hauptplatz eingemauerte Kanonenkugel mit Inschrift aus dem Dreißigjährigen Kriege. Die Inschrift besagt, daß bei einer Belagerung diese Kugel nur einem Schweine den Rüssel weggeschossen habe, sonst aber kein Schaden angerichtet worden sei. Sie lautet:

„Als den 9. Sept. damahlen der Tag war,  
Und man zählet daselbst das 1620. Jahr,  
Kam mit einer großen Anstalt  
Der Fürst Christian von Anhalt  
Aus Böhmen vor die Gränzstadt  
Und diese Kugel mit 14 Pfund hereingeworfen hat  
Gedacht diese kleine Gränzstadt einzunehmen  
Nichts verlegt als den Rüssel von einer Schwein  
Ist von Dampira Komendant aus dieser Stadt,  
Den 20. Sept. vertrieben um Mitternacht,  
Worauf seine Belagerung aufgehoben,  
Und sind von dannen ins Böhmen gezogen,  
Zu Beehrung der heiligsten Dreisaldigkeit  
Sei Lob Ehr' und Preiß in Ewigkeit Amen.“

Dies alles sind aber nur winzige Andenken aus Drosendorfs großer Zeit. Die Chronik dieser Stadt schreibt dem Mut und der Ausdauer ihrer Bürger den für Rudolf von Habsburg glücklichen Ausgang der Schlacht auf dem Marchfelde zu; denn die Besatzung hielt die Armeen Ottokars vor den Mauern der Stadt so lange auf, bis der Kaiser Zeit gewann, ungarische und steirische Hilfstruppen zusammenzuziehen. Vergeblich waren die Anstürmungen der Feinde aller Jahrhunderte und auch im Dreißigjährigen Kriege hat die Stadt — wie obige Inschrift besagt — den Schweden getrotzt. Drosendorf sollte daher Truzenburg heißen. Der Reihe nach sind Römer, Hunnen, Magyaren, Goten, Langobarden, Hussiten, Schweden und Franzosen durch die engen Talschluchten vorbeigezogen und, im Schatten der alten Stadtmauer ruhend, kann man sich mit einiger Einbildungskraft leicht an die Ereignisse jener Zeiten hineindenken.

Stadt Drosendorf hat wenig Ausdehnungsmöglichkeit, denn der Raum ist zu eng begrenzt. Dafür ist aber ihre Lage hervorragend schön, ihre Gesamtansicht vom Talboden unter ihr von seltenem Reiz. Dort unten liegt an den Ufern des Thunersees die Altstadt Drosendorf mit der Pfarrkirche. Diese birgt links vom Hauptaltar ein hübsches gotisches Sakramentshäuschen. In der Nähe der Pfarrkirche, am Waldrand, stehen noch die Ueberreste der ehemaligen Johannis-Kapelle. Sie wurde schon im zehnten Jahrhundert, als das Christentum eingeführt wurde, zu klein. Im Hussitenkrieg wurde sie arg beschädigt und während der Belagerung von Drosendorf im Dreißigjährigen Kriege (1620) als Pferdestall benützt.

Seltenwo erscheinen die Fluten der Thana so weich und anschmiegend wie in diesem, jetzt so stillen Erdenwinkel, der, jenen kriegerischen Zeiten weit entrückt, sowohl dem Wanderer als auch dem Sommergäste angenehmste Erholung bietet.

## **Von einem unterirdischen Gange in Waidhofen an der Thana.**

Von Ignaz Jörg, Lehrer in Waidhofen an der Thana.

Waidhofen an der Thana wird von den Geschichtsforschern zu den ältesten Siedlungen des Waldviertels gezählt. Durch ihre Lage in der Nähe der Grenze hatte die mauerumgürtete Stadt bereits in frühen Jahrhunderten schwer unter den Drangsalen des Krieges zu leiden. Schon im Jahre 1328 wurde Waidhofen von den wilden Horden König Johanns von Böhmen vollständig zerstört und eingeäschert. Hussiten und Schweden machten vergebliche Versuche, Waidhofen zu erobern.

Es ist daher leicht begreiflich, daß die Bürger dieser Stadt bei Belagerungen Zuflucht unter der Erde suchten. Daher finden sich im Stadtgebiete zahlreiche und ausgedehnte Keller vor, die alle in das Urgestein geschlagen sind. Viele davon führen mehrere Stockwerke in die Tiefe. Diese unterirdischen Räume waren häufig miteinander in Verbindung, heute sind sie abgemauert. Bei Belagerungen wurde die wertvolle Habe in gutangelegten Verstecken geborgen und bei äußerster Gefahr konnten die Bewohner durch unterirdische Gänge ins Freie flüchten.

Als ich im Jahre 1925 mit Herrn Professor Dr. Heinrich Kauscher die Durchforschung dieser Felsenkeller und unterirdischen Gänge aufnahm, wurde mir von alten Leuten mitgeteilt, daß auch von dem Keller des seinerzeitigen Kapuzinerklosters, das 1786 von Kaiser Josef aufgehoben wurde, ein unterirdischer Gang bis zur Thana führen soll.<sup>1)</sup>

Das Gebäude des ehemaligen Kapuzinerklosters befindet sich noch zum Teil im Besitze der Stadtgemeinde. Es liegt außerhalb der Stadtmauer beim Eingange in den Stadtpark. Dieser gehörte früher ebenfalls zum Kloster, nur war er bedeutend größer.

<sup>1)</sup> Erbaut wurde das Kloster im Jahre 1645.



Mit Erlaubnis der Stadtgemeinde nahm ich bald darauf im Vereine mit Herrn Dr. Kauscher, Herrn Dr. Klima und Herrn Kaufmann Hofmann die Nachforschungen nach dem geheimen Gange vor.

Der ausgedehnte Keller führt in der Richtung von Westen nach Osten unter dem Südgebäude des ehemaligen Klosters entlang, geht dann in einen tiefergelegenen Teil über, der im rechten Winkel nach Süden abbiegt. Dieser Raum endet mit einer natürlichen Felswand bereits im Gebiete des Stadtparks.

Durch Abklopfen entdeckten wir den mit Ziegeln vermauerten Eingang. Die Vermauerung war durch den Zahn der Zeit so verwittert und mit Flechten bedeckt, daß sie von der übrigen Felswand nicht zu unterscheiden war. Nach kurzer Zeit konnten wir durch die ausgebrochene Oeffnung einsteigen. Ein in „Flins“ ge-



Stadt Waidhofen an der Thaya von Süden.

hauener Gang, den man aufrecht durchschreiten konnte und der oben im Spitzbogen zusammenlief, führte genau nach Süden, bis etwa in die Mitte des Parkes, in der Richtung zum Zeughause der Freiwilligen Feuerwehr. Hier stieß er auf einen zweiten, aber bedeutend tiefer gelegenen Stollen, der aus Westen kam und nach Osten verlief.

Nach Erweiterung des Einstiegloches ließen wir uns auf den Grund des Stollens hinab, doch konnten wir nur mehr gebückt stehen. Der Gang war fast bis zur Hälfte mit Erdreich und Schlamm ausgefüllt, vermutlich durch Einleitung eines Kanales<sup>2)</sup>, die Luft war frisch. Wir wandten uns zuerst nach Westen. Nach ungefähr zehn bis zwölf Schritten versperrte uns ein tiefergelegener Gewölbobogen aus Ziegelwerk das weitere Vordringen, weil der freigebliebene Spalt schon so enge war, daß wir kriechend nicht mehr hindurchkonnten.

<sup>2)</sup> Denn in dem Schlamme sah man leere Tintengläser und Wachsachteln, Knochen, eine Zahnbürste und dergleichen, also allerlei Dinge aus der neuesten Zeit.

Wir kehrten um und verfolgten den Gang nach Osten. Gesichert durch ein langes Seil, drangen wir vor. Nach ungefähr 45 bis 50 Schritten wandte sich der Gang im Bogen nach Süden. Nun ging der Glinzboden in harten Granit über. Der Durchbruch durch diese fünf Meter dicke Granitmasse mußte große Schwierigkeiten verursacht haben, denn der Gang besteht hier nur aus einem schmalen Spalt als Einstieg, der sich im Innern stellenweise erweitert. Nach unserer Berechnung befindet sich diese enge Stelle unter der Schadeckgasse bei der alten Friedhofskapelle oder schon beim Beginne des Krankenhausgartens in einer Tiefe von etwa sechs Metern. An der Stelle, wo sich jetzt der Krankenhausgarten ausbreitet, befand sich früher ein Friedhof, der 1904 aufgelassen wurde.

Auf die Granitmasse folgte abermals Glinzboden. Der Gang schlug wieder die alte Richtung nach Osten ein, doch zwang uns das starke Gefälle und das immer höher werdende angeschwemmte Erdreich zum Kriechen. Etwa zwanzig Schritte konnten wir noch vorwärtsdringen, dann war das Schlupfloch so niedrig, daß es, auch auf dem Bauche liegend, kein Vorwärtskommen mehr gab. Wir dürften ungefähr bis zum Lusthause im Garten des Krankenhauses vorgedrungen sein.

Durch Umfragen erfuhr ich von zwei gebürtigen Waidhofnern, daß sie noch als Studenten vor mehr als dreißig Jahren diesen unterirdischen Gang vom Klosterkeller aus — der Einschlupf war damals noch nicht vermauert — bis an sein Ende durchwanderten, ohne auf ein Hindernis zu stoßen. Nach ihrer Erzählung führt der Gang in der Richtung nach Osten weiter und endet in einem Keller in der felsigen Lehne des Gaisberges am linken Thanaufer. Bei Besichtigung dieses Kellers fand ich den Eingang abgemauert. Die Anlage des Kellers war leicht durch Erweiterung des Ganges durchzuführen.

In den Ferien befaßte ich mich wieder mit der Durcharbeitung der wenigen aus dem 17. Jahrhundert erhaltenen Ratsprotokolle der Stadt Waidhofen an der Thana. Dabei fand ich in dem Protokollbuche vom Jahre 1655 genauen Aufschluß über die Ursache und die Zeit der Entstehung des unterirdischen Ganges.

Das Protokoll vom 20. Oktober 1655 besagt:

„Die Herren Kapuziner haben durch Herrn Stadtrichter anbringen lassen, daß sie in ihrem Keller stets Wasser haben; sie bitten daher um Erlaubung, daß sie all ihr Wasser, so sie in Keller und Kuchl haben, durch einen Kanal oder Rinnen unter der Erden, welche sie mit allem Fleiß wieder vermachen und gewölben lassen wollen, neben dem Stadtgraben in die Thana führen dürfen.“

Ueber dieses Ansuchen wurde am selben Tage im Räte verhandelt. Damit aber „der Bürgerschaft durch diesen Kanalbau kein Schaden erwachse“, daß ferner „zukünftige Beschwerden vermieden werden“, beschloß der Stadtrat, eine Abordnung von Ratsmitgliedern an Ort und Stelle zu entsenden. Hierzu wurden bestimmt: Herr Stadtrichter Michael Longin Otter, Herr Stadtkämmerer Rußwurm, die Ratsmitglieder Michael Schneeweiß, Münich, Solderer, Zinner und der Stadtschreiber.

Nach genauer Ueberprüfung der Sachlage wurde den Kapuzinern folgender Beschluß mitgeteilt:

„Obwohl die Herren Patres vermeint haben, den Kanal nicht weit von dem Stadtgraben, und zwar nächst des Fußsteiges, unter der Erde zu führen, so haben doch obstehende Abgeordnete nach genügsamer Einnehmung des Augenscheins, auch mit des Baumeisters rätlichem Gutachten, für tunlich zu sein befunden, daß gedachter Kanal neben dem alten Gottesader geführt werden möchte, weil das Wasser allda vom Keller aus einen gächern Ablauf unfehlbar gewinnen würde.“

Mit diesem Beschlusse vom 20. Oktober 1655 erhielten also die Kapuziner die Bewilligung zur Erbauung eines Kanals vom Kloster bis zur Thana. Die Anlage dieses Kanals wurde aber so durchgeführt, daß er in Zeiten des Krieges auch zur Flucht benützt werden konnte.

Ueber die Ergebnisse der Durchforschung der Keller und unterirdischen Gänge innerhalb der Stadtmauern wird später ein Aufsatz erscheinen.



# Das Waldviertel und seine Glasindustrie.

Von Oberlehrer Hermann Prinz, Steinbach.

Die Wirtschaftsnot unseres Vaterlandes ist so allgemein, daß, sie zu schildern, jedes Wort überflüssig erscheint. Im besonderen aber trifft die beispiellose Arbeitslosigkeit gerade das Obere Waldviertel hart, weil die wenig ertragreichen Landstriche zur Gänze auf die Industrie angewiesen sind. Innerhalb letzterer spielte stets die Glaswarenerzeugung C. Stölzles Söhne, A.-G., eine wichtige Rolle. Nun ist auch diese größtenteils eingestellt.

Vor Beginn des Weltkrieges gab es im nordwestlichen Waldviertel fünf Glasfabriken, und zwar in Alt- und Neu-Nagelberg, Eugenia, Aalfang und in dem durch den unseligen Friedensvertrag an die Tschoslowakei gefallenen Sophienwald.

Alt-Nagelberg wurde um 1740 gegründet, Neu-Nagelberg 1816. Im Jahre 1858 gingen diese beiden Glashütten in den Besitz der Familie Stölzle über. Von Interesse dürfte es sein, daß der Begründer der Firma C. Stölzle mit der Stieftochter Johann van Beethovens, eines Bruders des Tondichters, vermählt und ursprünglich Forstgeometer war.

Am 28. November 1868 brannte die Glashütte Alt-Nagelberg ab. Sie, die noch klein war und gegenüber dem heutigen Herrenhause stand, wurde dann auf den derzeitigen Standort verlegt und bedeutend größer erbaut. Dort stand noch dichter Urwald. Spätere Zubauten vergrößerten das Werk immer wieder.

1870 errichtete man in Neu-Nagelberg die Glaschleiferei, 1876 das Sägewerk, das nun bereits seit mehr als Jahresfrist eingestellt ist.

Von den oberwähnten Werken ist Eugenia seit 1930, Neu-Nagelberg seit 1. Jänner 1932, Aalfang schon seit Jahren stillgelegt.

Den Anreiz, gerade in dieser Gegend Glashütten zu errichten, bot in erster Linie die Möglichkeit, angesichts der damals noch weit mehr als jetzt ausgebreiteten Wälder billigen Heizstoff in genügender Menge für die Schmelzöfen und andere Zwecke zu erhalten. Diesem Umstande war es wohl vor allem zu danken, daß man die Waren billig herstellen konnte und als Folge der Wohlfeilheit sich der Absatz aller Erzeugnisse von der einfachsten Milchflasche bis zum feinstgeschliffenen englischen Service sehr rasch hob.

Es darf uns da nicht wundernehmen, wenn sich die Notwendigkeit ergab, alle Werke den Anforderungen gemäß auszubauen, zu vergrößern und die Firma mit ihren stets menschenfreundlichen Chefs in der Lage war, der Arbeiterschaft gute Verdienstmöglichkeiten und damit ein recht auskömmliches Fortkommen zu bieten.

Die fortgesetzte Vergrößerung der eigenen Betriebe wie auch die Pachtung fremder Glashütten — erwähnt seien Aalfang und Eugenia — erforderten große Geldmittel und so die Umwandlung der Firma in eine Aktiengesellschaft.

Die Eröffnung der Franz-Josefs-Bahn im November 1870 und später die der Waldviertelbahn im Jahre 1900 ermöglichten eine raschere, aber auch billigere Versendung der Waren, die vorher nur mit eigenen schweren Pferdefuhrwerken bewerkstelligt werden konnte.

Gar mancher der alten Kutscher konnte viel Seltsames von seinen oft monatelangen Reisen nach Ungarn, dem Balkan oder gar nach dem so fernen Venedig erzählen. Und von allerlei Abenteuern, mancher Sorge um sein Leben und um den ihm anvertrauten Erlös für gelieferte Glaswaren war zu hören, sprach man mit den treuen, in Ehren ergrauten Fuhrleuten.

Vor nicht allzulanger Zeit beschäftigte die Firma Stölzle, die schon seit vielen Jahrzehnten wegen der Gediegenheit ihrer Erzeugnisse wohlverdienten Weltruf genießt, etwa 1400 Arbeiter, 300 davon dürften es bloß noch sein, die noch in Arbeit stehen.

Wahre Wunderwerke waren es häufig, die da Mezerei, Malerei oder gar die Schleiferei verließen. Nahezu Künstler ihres Faches zeigten gern und freudig ihre

schönsten Dinge all den vielen Fremden, die sie mit Recht bestaunten. Ich möchte hier einen der tüchtigsten Feinschleifer, Herrn Biedermann, erwähnen.

Tüchtige, fleißige Arbeiter hat Europas Wirtschaftsnot zum Feiern gezwungen. Wo noch vor kurzem ein emsig Bökklein hart, aber freudig schuf, herrscht heute unheimliche, ungewollte Ruhe, die Schlote senden kein Bökkchen mehr gen Himmel und die Sirene schweigt.

Für immer?

## **Der niederösterreichische Dichter Fizinger ein Waldviertler?**

Von Franz F i z i n g e r, Pfarrer in Weitersfeld.

Die geehrte Schriftleitung stellt an mich die Anfrage, ob ich meinen poetischen Namensvetter kenne. Freilich kenne ich ihn und will alles mitteilen, was ich über ihn in Erfahrung bringen konnte. Ich will es um so lieber tun, als der Vater des genannten Dichters aus der K r e m j e r Gegend nach Wien übersiedelt sein soll. Meine diesbezüglichen Nachforschungen ergaben allerdings noch kein sicheres Ergebnis, vielleicht könnte einer der hochwürdigen Herren Pfarrer aus der Kremser Gegend in Erfahrung bringen, ob in den Matriken Ende des 18. Jahrhunderts der Name Fizinger vorkommt. Im Oberen Waldviertel ist er ja sehr häufig zu finden.

Mein Namensvetter war am 16. Jänner 1800 in Wien geboren als Sohn des niederösterreichischen Landschafts-Bauschreibers und späteren Inspektors der niederösterreichischen ständischen Gebäude Ignaz Fizinger und seiner Gemahlin Barbara Fizinger, geborene Edle von Comper. Er besuchte das Gymnasium in Wien und fand im Alter von 16 Jahren eine Anstellung bei den niederösterreichischen Ständen, wo er 1832 zum ständischen Agenten und 1855 zum Expeditionsvorstande vorrückte. Die Muße, die ihm sein Amt übrigließ, benützte er, um seiner Neigung für schriftstellerische, meist poetische Arbeiten zu leben. Gedichte teils ernsten, teils heiteren Inhalts, Balladen, Erzählungen und Novellen erschienen in Journalen des In- und Auslandes und in Almanachen. (Wurzbach.) Er ist einer der wenigen Dösterreicher, die unter ihrem wahren Namen den ausländischen Blättern Beiträge lieferten. Er war ein vorzüglicher Epigrammatiker, die Zahl seiner Epigramme, Sinn- und Spottgedichtchen, wird auf tausend geschätzt. Seine poetischen Werke gab er heraus unter dem Titel „Gedichte“, Leipzig 1834, und „Sommerblumen“, Wien 1844. Seidlich meint, er sei als Lyriker mehr Sänger des Gefühlten als des Gefühles. Er lehnte sich vielfach an die Poesie seines bekannten Zeitgenossen und Kollegen, den niederösterreichischen Landesbeamten Joh. Nep. Vogl, an. Franz Fizinger beschäftigte sich auch mit Malerei. Er starb unvermählt am 3. März 1871 in Wien.

Ungleich berühmter war sein Bruder Leopold Fizinger, Doktor der Medizin und der Philosophie, wirkliches Mitglied der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, geboren am 13. April 1802 in Wien. Er spielte als Naturhistoriker eine große Rolle. Er war Kustos am k. k. Hof-Naturalienkabinett, verfaßte Schriften über Reptilien, Hunde, Fische, Vögel, verschiedene Haustiere und ihre Rassen. Er gründete auch 1865 den Zoologischen Garten in Pest, 1869 gab er eine Schrift heraus: „Versuch einer Geschichte des alten und neuen niederösterreichischen Landhauses bis zu seinem Umbaue im Jahre 1837.“ Er starb verheiratet am 22. September 1884 in Hieking. Nachkommen von ihm leben noch in Wien.

## **Das Waldviertel als Auswanderungsgebiet.**

Von Rektor Anton G u t m a n d l b e r g e r, Wien-Steinbof.

Der Titel meines Aufsatzes mag merkwürdig klingen; ich könnte ja auch sagen: Die Waldviertler als neue Siedler oder wie hat das Waldviertel mitgeholfen, nach dem Türkenkriege 1683 die Gegenden südlich der Donau wieder zu bevölkern. Zu diesem Thema kam ich durch die Erforschung der Matriken von C h r i s t o p h e n. Von 1684 bis 1739 habe ich die ersten drei Trauungsbücher durchgearbeitet, sogar



einen alphabetischen Index angelegt für diese Zeit, um künftigen Familienforschern einen Dienst zu erweisen. Bei den Brautleuten steht etwa 25mal dabei: „so deren Eltern im türkischen Einfalle verloren worden.“ Schätzungsweise verlor Christophen bei Neulengbach an der Westbahn im Türkenkriege zehn Prozent seiner Bevölkerung. Man mußte nun nach fremden Ansiedlern suchen, denn von der Umgebung war nichts zu holen, weil jeder Ort ja selber gelitten. Es interessierte mich also die Frage: Woher sind die neuen Ansiedler gekommen? Es ist ganz interessant, darauf Antwort zu geben. Im ersten Trauungsbuch von Christophen, 1684—1705, fand ich unter 289 Trauungen 13 Bräutigame von Tirol, 13 von Salzburg, 12 von Oberösterreich, 20 von Schwaben, 8 von Bayern, 8 von der Pfalz, 4 von der Steiermark, je einen von Schlesien, Deutschböhmen, Ungarn und der Schweiz und 27 von „nber der Thonau“, darunter 7 vom Gjöhlwald oder Markt Gjöhl. Auch von Zwettl, Grünbach, Döllersheim, Böggstall, Grafenschlag, Schönau, Begscheid werden Neusiedler genannt. Im zweiten Trauungsbuch, 1706—1717, kommen 16 Bräutigame oder Bräute vom Waldviertel vor und im dritten Trauungsbuch, 1718—1739, fand ich ebenfalls 16 Personen, die, vom Waldviertel stammend, in Christophen durch Einheirat heimatisch geworden.

Diese meine Mitteilung ist an und für sich etwas Kleines, aber sie könnte Anregung sein, dieses Forschungsgebiet, das noch wenig Aufmerksamkeit gefunden, zu berücksichtigen. Das ist natürlich nicht Aufgabe eines einzelnen, sondern dazu gehören viele Federn. Ich zeigte an Christophen, was ich da gefunden.

Vom 11. Wiener Bezirke, und zwar von Alt-Simmering, habe ich auch vor zwei Jahren die Matriken durchforscht und daselbst viele Waldviertler als Gärtner getroffen. Vielleicht durchforscht jemand diese Sache genauer und teilt es mit. Auch in Kaiser-Ebersdorf und Erdberg würden gar manche ehemalige Waldviertler zu finden sein.

Und zum Schlusse noch etwas. Die ehemalige Pfarre St. Marx im 3. Wiener Bezirke war auch in etwas mein Forschungsgebiet. Im Totenbuch dieser Pfarre von 1718 bis 1749 fand ich 4138 Verstorbene eingetragen. St. Marx war damals das große Findelhaus von Wien, es war ein Straf- und Arbeitshaus, auch der Narrenkötter war daselbst, kurz, es war ein Sammelpunkt vieler im Lebenskampfe Gestrandeter. Von des Lebens Müh' und Plag' erlöst, fanden sehr viele im St. Marzer Friedhof die ewige Ruhe. Die in Schande Gefommenen, „ein lediges Mensch“ heißt es immer, Bazierende, Bettler, Arbeitslose und Arbeitscheue, wie viele fand ich da. Vielleicht schreibe ich einen eigenen Artikel darüber, was da vom Waldviertel abstammte. Gruß inzwischen den Heimatforschern!

## Alchimisten im Waldviertel.

Von Dechant Alois Plesser, Klein-Pöchlarn.

Unter Alchimie verstand man einst die Kunst, aus unedlen Metallen Gold oder Silber herzustellen oder, wie man sagte, den „Stein der Weisen“ zu finden, um schnell reich zu werden. Die ersten Versuche dazu machte man bereits um das Jahr 200 nach Christi Geburt in Aegypten; sie wurden über Arabien auch in Europa bekannt, besonders seitdem Kaiser Rudolf II. (gestorben in Prag 1612) ein Förderer dieser Kunst geworden war.

Man hatte die Entdeckung gemacht, daß verschiedene Gegenstände besonders durch Wärme in ihre Bestandteile (Elemente) aufgelöst, diese ausgeschieden und durch neue Verbindungen daraus andere Gegenstände hergestellt werden können; nun wollte man auf diesem Wege auch Gold oder Silber in chemischer Weise herstellen.

Das Beispiel des Kaisers wurde von Adelligen und Geistlichen nachgeahmt und die Versuche zur Goldgewinnung von manchen mit großem Eifer und Leidenschaft betrieben. So heißt es von Nimrod Kölnped, der Besitzer der Herrschaften Salaberg, Nieder-Wallsee und Freienstein im BODW., von Ottstorf, Hilprechtling und Thalheim in Oberösterreich war und 1621 zu Enns

verschied, er habe sich der Alchimie mit solcher Leidenschaft ergeben, daß er sein ganzes großes Vermögen dafür aufwendete und eine Herrschaft nach der anderen verkaufen mußte. (Wißgrill, Schauplatz, V., 223.)

Der Stadtpfarrer von Waidhofen an der Thaya, Johann Franz Reutter (1664—1675) war vor Antritt dieser Pfarre Münzmeister des Erzherzogs Leopold Wilhelm in Kremser gewesen und stand als Alchimist im Dienste des Fürsten Karl von Liechtenstein, der ihm dazu große Geldsummen zur Verfügung stellte. Er richtete auch in Waidhofen ein Rundell und Laboratorium ein und reiste deswegen mit seinen Bedienten oftmals nach Wien. (Gesch. Beil., X., 361, 362.)

Der Propst von Dürnstein an der Donau, Karl Donren, legte seine Stelle 1692 nieder, um sich besser der Alchimie widmen zu können; doch machte auch er schließlich die Erfahrung, daß diese Kunst unfruchtbar sei. (Grafs Handschriften in Stift Zwettl, III b, S. 69.)

Auch ein Pfarrer von Traunstein bei Ottenschlag, Johann Peter Freymut, befaßte sich eifrig mit alchimistischen Versuchen; er baute im Pfarrhofe mehrere Laborieröfen und genoß einen solchen Ruf, daß nach seinem Tode anfangs 1697 Kaiser Leopold I. seine Goldmachereisachen ankaufen ließ. Den dafür bezahlten Betrag nahm aber das Passauer Konsistorium am 30. Jänner dieses Jahres samt seinem übrigen Nachlasse in Beschlag zur Wiederherstellung des Pfarrhofes, der durch die Oefen ruiniert worden war. (Schloßarchiv Bodfließ.)

Alle Versuche, Gold oder Silber auf chemischem Wege herzustellen, schlugen fehl und auch heute noch gelten diese Edelmetalle als Elemente, die nicht mehr zerlegt werden können. Könnte man sie auf künstliche Weise herstellen, so würde ihr Wert sehr bedeutend sinken, aber für ihre Verwendung im Leben der Menschen hätte das auch keine große Bedeutung. Weit wichtiger sind die von Alchimisten bei ihren Versuchen gemachten Entdeckungen des Phosphors und Porzellans und die Gesetze und Erfahrungen, welche der wissenschaftlichen Chemie die Wege ebneten, die heute in der Medizin und Industrie große Bedeutung hat.

## Vergessene Soldatengräber im Waldviertel.

Von R. S. Z.

Als im Kriege Preußens gegen Oesterreich 1866 die preußischen Truppen durch das Waldviertel zogen, forderte die Cholera zahlreiche Opfer unter den Soldaten, von denen also manche fern der Heimat ein Grab fanden, nachdem sie dem „männermordenden Kriege“ glücklich entronnen waren. Um die Kirche in Edelbach ruhen sechs katholische Westfalen, deren Beschreibung in der Sterbematrik man nicht ohne Ergriffenheit liest. Sie sei im folgenden wiedergegeben. Vielleicht finden diese Zeilen irgendwie, etwa durch Abdruck in einer westfälischen Zeitung, den Weg in ihre Heimat und bringen einem Bruder, einer Schwester einen letzten Gruß von einem lieben Grab. Wenn auch der Friedhof heute aufgelassen ist, so erinnert doch ein großes Kreuz und das Heldengrab der Kriegsoffer 1914—1918 an die ehemalige Bestimmung, und so mancher Kirchengänger gedenkt aller, die im Schatten des katholischen Gotteshauses den Auferstehungsmorgen erwarten.

1866, 4. August. Johann Heinrich Heffers aus Rath im Kreis Crefeld, des Regierungsbezirkes Düsseldorf, gebürtig in Rhein.-Preußen, Reservist des 8. Westfälischen Infanterie-Regimentes Nr. 57, 23 Jahre (Todesursache Cholera [Brechruhr]). Den 5. August 1866 mit allen heiligen Sterbesakramenten versehen, ist auf dem Rückmarsch gestorben.

1866, 5. August. Hermanns Elsing aus Kepplen, Kreis Cleve in Rhein.-Preußen gebürtig, Reservist des 8. Westfälischen Infanterie-Regiments Nr. 57, 26 Jahre. Cholera. D. 5. August 1866 vollständig versehen. Auf dem Rückmarsch.



- 1866, 6. August. Ludwig R o b e r t h, zu Una in Westfalen, Königreich Preußen, geboren. Füsilier (!) des 57. Infanterie-Regiments. 21 Jahre (und so weiter, wie bei Nr. 2).
- 1866, 5. August. Gebhard O s t e r k a m p zu Cleve in Rheinisch-Preußen geboren; Füsilier des Westfälischen Infanterie-Regimentes Nr. 57, 23 Jahre. Cholera. D. 5. mit der letzten Delung versehen. Auf dto.
- 1866, 8. August. Theodor G o e b e l l aus Wieschheim, Kreis Rheibach, Bez. Coln in Rhein.-Preußen. Infanterist des 2. Rheinischen Regimentes Nr. 28. 24 Jahre. Cholera, unversehen, † in Felsenberg<sup>1)</sup>.
- 1866, 8. August. Peter Joseph A c h s i s c h aus Gürzerich, Kreis Düren, Bez. Aachen gebürtig. Musketier d. 2. Rhein. Infanterie-Regimentes Nr. 28. 26 Jahre. Cholera, unversehen. † in Felsenberg.

\*

Ruhen diese sechs Männer auch nicht bei ihren Vätern in westfälischer Erde, so ruhen sie doch bei Brüdern in katholischer Erde; die das Leben als Feinde getrennt hat, hat der unerbittliche Tod zu Genossen gemacht, hat das Land, dem sie als Sieger die Not eines verlorenen Krieges brachten, als Mutter zur letzten Ruhe in seinem Schoß gebettet.

## Dorfgeschichten aus unserem Waldviertel.

### Ein Brennesselmalheur.

Von Dr. Franz Schmuß-Höbarten, Wien.

Meine Großmutter war recht ängstlich und lebte in der beständigen Sorge, uns Kindern könnte ein Unheil widerfahren. Wollten wir einmal zum Bach, da hieß es gleich: „Der Bogamann (Froschmann) wird gleich herauskommen aus dem Wasser und eins schnappen!“ Wollten wir ins Feld hinausstürmen, so rief sie: „Die Habergoas hat schon wieder aus der Gersten herg'schaut!“ Dann liefen wir spornstreichs zurück in den Hof und drehten dort alles um, denn irgend etwas mußte geschehen, irgendwo, und war es im Gespiße der Dachtraufen, mußte der heißbegierige junge Tatendrang aktiv werden.

Der Großvater war viel weniger ängstlich, ja er sorgte vielmehr dafür, daß unsere kindlichen Gelüste womöglich ihre unschuldige Befriedigung fanden. Er stülpte sich die Hose hinauf, tat mir dasselbe und nahm mich und das Schwesterlein an der Hand und watete mit uns in den Bach hinein, mitten durch Wasserblumen und Schilfrohr, daß das Froschvolk in wildem Aufruhr ein tolles Geruder vollführte und die Weißfischelein in wirren Haufen davonwirbelten. Wenn er gar mit einem alten Topf einen Grundling abfaßte, der mit der Nase immer wieder auf den Hafengrund hinabbohrte, oder eine Wasserjungfer, deren schimmerndes Mäntelchen in der Sonne bligte, da hüpfen wir vor Freude wie die Heupferdchen.

Ein anderes Mal führte er mich, während das Schwesterlein auf seinem Rücken hopfte, zur Vorgartenwiese hinaus. Hier sahen wir Frau Rebhuhn mit einer heillosen Schar balgender Küchlein ins Kornfeld einschlüpfen und ein Hase — es war natürlich der Osterhase — querte unter fürwichtigen Männchen die Wiesen hinauf. Drüben überm wunderblauen Flachsfeld strichen die Schmetterlinge hin und wieder und manchmal stieg einer lichttrunken empor, wie vom glühenden Sonnenauge hinaufgesogen. Im grün überzogenen Wassergraben aber tauchte da und dort goldaugig ein Froschkopf auf, während fern im Tümpel in unheimlichem, unergründlichem Vierteltongewimmer die Unken endlos dahinunkten. Wie oft lief ich einem Raben nach, wenn er bedächtigen, ge-

<sup>1)</sup> Felsenberg ist eine Ortschaft in der Nähe Edelbachs.

messenen Flügelschlages zum Wald hinauszögerte! Wie zog da die Natur mit ihren Wundern in meine Seele ein und auch das kleine Schwesterlein hatte die Augen weit offen und starrte hinter dem Haarbusch des Großvaters hervor ins bunte Treiben hinein!

Während die Großmutter, damit kein Uebel geschehe, Verbot auf Verbot häufte und vielleicht gerade dadurch manchmal eines herausbeschwor, suchte der Großvater unserem kindlichen Verlangen, wenn es irgend anging, nachzukommen, selbst auf die Gefahr hin, einmal ein Fiasco zu erleiden und dann von ihr weidlich gescholten zu werden. Schon als ich noch ganz klein war, sah ich mir die Welt, so weit sie eben für mich schon reichte, gerne an. Mein Großvater, der allzeit die Welt und ihr Tun und Treiben mit frohen Sinnen in sich hineinnahm, verstand das so recht und suchte meinen Horizont möglichst zu erweitern. Zu dem Behufe machte er mit mir fleißig Besuche in der Nachbarschaft, wo ich mit Kindern, Hunden und Katzen nach Herzenslust spielen konnte, während er von Träumen, Lotteriespielen und Geistern erzählte. Zum wenigsten stand er mit mir beim Fenster und ließ mich auf die Straße gucken. Einmal, als eine rechte Bewegung war auf der Dorfstraße und ich voller Begeisterung mit Macht auf das nur flüchtig geschlossene äußere Fenster losging, sprang dieses plötzlich auf. Er wollte rasch danach greifen und — ich lag draußen. Im Schreck sprang er mir gleich durchs Fenster hinaus nach in den Garten, denn er wußte, daß hier Glascherben und andere solche Niedlichkeiten in großer Menge — so etwa seit Menschengedenken — aufgehäuft lagen. Aber der liebe Schutzengel hatte seinen Finger vorgehalten; unter dem Fenster saß in der Mauer ein alter Holznagel, der hatte mein Kittlein angebohrt und mich nicht weitergelassen. So hing ich zwischen Himmel und Erde und schrie und zeterte wie ein Parlamentarier am Spieß der Opposition, der hier allerdings gar nicht zu verdammen war. Freilich hatten mir die vom Garten heraufwuchernden Brennesseln jenen wichtigen Teil meines Körperleins, der bei Kindern — wovon auch der gute Wilhelm Busch zu singen weiß — stets im Geruch einer neuen Schandtat steht, recht schönöde eingerieben.

Mein Großvater, der mit seinem Sprung in die Scherben ein Getöse verursacht hatte, schier wie es manchmal bei einem für höhere Menschenwürde demonstrierenden Fenster-einhauen zu hören ist, riß mich von dem Zapsen herunter, gab Erde, die er sorgsam bespußte, auf meine aufschwellenden und elendiglich brennenden Hinterbäcklein und rannte mit mir stracks zur Nachbarin hinüber. Denn wenn ihn die Großmutter bei der Sache ertappt hätte, wäre der Teufel los gewesen. Sie liebte mich nämlich nicht weniger als er — wie eben eine Großmutter — und besaß dazu ein Zünglein, dessen Schärfe, wie der Großvater zu jagen pflegte, sieben Nattern zurückstellte.

So entflohen wir eiligst zu der Nachbarin, die sogleich eine eingehende medizinische Behandlung vornahm, eine behutsame Einreibung mit Hunds- und Hasenschmalz nämlich. Diese zwei Medikamente waren bei ihr die Grundelemente der Medizin und spielten bei ihr die Universalrolle, ob es jetzt wo im Kapitol fehlte oder auch im Hinterpol. Als die Nachbarin, die auch die Psyche des Patienten richtig erfaßte, mit kundiger Hand dann ein Stanisl mit Zuderln hervorzog, da griff der Heilungsprozeß rasch um sich und bald konnte der Großvater mit mir den Heimweg antreten. Aber wehe! Die Großmutter hatte das Scherbengeklirr vom Hofe her gehört und im Garten einen verlorenen Schnuller gefunden! Das Fenster offen, niemand da — das waren Indizien genug.

Während ich also, nunmehr wieder vergnügt, abwechselnd an dem süßen Gezeug und an dem wiedergefundenen Schnuller saugte, erfolgte für den Großvater eine Nachbehandlung. Eine Predigt nämlich, die ihn schließlich zu den geflügeltesten Worten veranlaßte: „Am Sunnta geh i in foa Kircha. I hab mir eh jetzt ghört gnua!“ In dem Augenblick begann es auf dem Ofen erschrecklich zu brausen und zu zischen. Wolken qualmten und ein elendiger Gestank stieg auf. Der Großmutter war mitten in ihrem Sermon die siedende Milch ausgekommen! Da sie mich auf das hin schleunigst zu Boden setzte, um zum Ofen zu springen, erschrak ich und begann neuerlich unsinnig zu plärren. Da entführte mich der Großvater ein zweites Mal. Wir entkamen in die Stube und dort blieben wir, bis es im Stübchen ausgestunken und die Großmutter ausgebockt hatte. Aber erst so um Sonnenuntergang, als Vater und Mutter vom Felde heimkehrten, kehrte auch die Ruhe wieder und der Friedensengel mit dem Palmenwedel trat, nicht ohne den Mund etwas spöttisch zu verziehen, wieder ein ins Stübchen.



# Briefkasten

**Liebe Beziesher!** Beachten Sie die Anzeigen auf der 2., 3. und 4. grünen Umschlagseite.

**Hans Zwaschka, Eggenburg.** Herzlichen Dank für Ihre drei Karten. Beste Grüße!

**Leopold Needer, Bitis.** Vielen Dank für die alte Ansicht von Titschau. Beste Grüße!

**Die am weitesten verbreitete Krankheit ist:** Darmträgheit. Das beste und billigste Mittel dagegen? Täglicher Genuß von **Simonsbrot**, das nach patentiertem Verfahren aus ganzem Roggenkorn hergestellt wird.

**Der Verlag dankt bestens folgenden Herren für die freundliche Erfüllung seiner Bitte:**  
P. Friedrich Endl, Stift Altenburg; Reg.-Rat Franz Rötter, Bez.-Schulrat, Pöggstall;  
Anton Thiem, Maria-Laach; Oberlehrer Hans Allinger, Telling; Oberlehrer Hans Diesner, Wahnmanns; Oberlehrer i. R. Emmerich Schaid, Allentsteig; Oberlehrer Karl Müller, Kirchberg am Walde; Karl Markhart, Limbach; Beamter i. R. Josef Seidl, Alt-Weitra; Freifrau A. v. Sazenhofen, Burgschleinitz; Pfarrer Franz Fikinger, Weitersfeld; Oberlehrer Josef Wichtl, Jahrgings.

## Verein für Landeskunde und Heimatschutz von Niederösterreich und Wien.

1. Bez., Herrengasse 13.

Programm der Veranstaltungen in der Zeit vom 4. Juni bis 26. Juni 1932:

- 4. Juni: Kustos **Ammon**: „Aus der Tierwelt Niederösterreichs.“ (21)
- 12. Juni: Spik. Autofahrt Pöggstall—Weitenegg—Pöchlarn—Melf. Führung Hofrat **Bedner**. (6)
- 18. Juni: Fachlehrer **Stolitzka**: „Rund um die Hainburger Berge.“
- 25. und 26. Juni: Sommerversammlung in Hainburg.

Die Vorträge beginnen wie gewöhnlich um 6 Uhr abend, die Zahl in Klammern ist die Hörsaalnummer. N ist Nachmittagspartie, G Ganztagspartie.

## Geselligkeitsverein der Oberen Waldviertler in Wien.

Anschrift: Obmann **Florian Kaffa**, Wien, 19. Bez., Barawitzgasse 12, I./20.

**Komponistenabend Karl Geyer.** Am 10. April 1932 veranstaltete der Verein der „Oberen Waldviertler in Wien“ im Saale des Restaurants Nieder, Wien, 1. Bez., Bankgasse 2, einen Liederabend mit dem Endzweck, unser Vereinsmitglied, den Heimatkomponisten **Karl Geyer** in der Öffentlichkeit bekanntzumachen.

Der äußere Rahmen der Veranstaltung war auch daraufhin zugeschnitten und es konnte der Sprecher des Vereines bei dieser Gelegenheit eine besonders große Zahl Festgäste und Vertreter der Musiker- und Sängervelt begrüßen. So vor allem den Konzertsänger **Viktor Chromy** aus der Schule des Meistersängers **Oskar Jölny**, **Hermann Dyl** aus der Schule **Alice Krejci-Goldberg**, die die Lieder unseres heimatischen Komponisten vollendet zum Vortrag brachten.

Erschienen waren: Die Vertreter der verschiedenen in Wien bestehenden Waldviertler Vereine, deren hervorragendster Vertreter Herr Hofrat Dr. **Franz Schönbauer** ist, der aber wegen Erkrankung durch seine Gemahlin und seinen Sohn vertreten wurde. Ferner der Ehrenvorstand des Wiener Schubertbundes, Herr Schriftsteller Direktor **Weiß**; Herr Hofrat Dr. **Fritz Frauenberger**, Senatsvorsitzender des Zivillandesgerichts in Wien, samt Frau Gemahlin; die Konzertsängerin **Frau Elsa Scherl**; Herr Reg.-Rat Prof. **Karl Josef Obermeier**; der berühmte Meistersänger Herr **Oskar Jölny**; die Konzertsänger Herr **Fred Grundei** und Herr Amtsrat **Johann Marshall**. Weiters der Musikdirektor Radiokapellmeister Herr **Otto Wacek** der den Waldviertler Festmarsch (Heidenreichsteiner Marsch) so wunderbar schön instrumentiert hat. Ferner Herr Ingenieur Architekt und Stadtbaumeister **Ferdinand Lambert Hofer**, dem unser Komponist das Waldviertler Marschlied gewidmet hat. Der Lehrkörper aus Gramatneusiedl, wo unser Komponist als Fachlehrer tätig ist, mit seinem Direktor Herrn **Alfred Marschik** samt Frau Gemahlin. Besonders aufmerksam wurden die verschiedenen Vertreter der Presse begrüßt und denselben der Komponist warm ans Herz gelegt. Außer diesen erschienen noch eine große Zahl sangesfroher Menschen, die mit ihrem Beifall alle Mühen der Vereinsleitung voll belohnten. Das Schaffen **Karl Geyers** erfuhr vollste Würdigung. Der Saal war schon eine halbe Stunde vor Beginn der Vorträge bis auf das letzte Plätzchen besetzt und es mußte immer für die Nachkommenden Platz geschaffen werden, soweit eben solcher noch vorhanden war. Schon der Name des Komponisten und der Zweck des Liederabends haben genügt, so viele Freunde und Mitglieder des Vereines zu interessieren. Alle wurden reichlichst belohnt durch die wundervollen Kompositionen, welche von der eingangs er-

wählten Konzertjängerin meisterhaft vorgetragen wurden. Herr Konzertjänger Viktor Chromy sang, vom Komponisten begleitet: 1. „Wiederkehr“; 2. „Der müde Wanderer“; 3. „Geh' an die Sonne“; 4. „Georgine“; 5. „Verstoßen“; 6. „Mahnung“; 7. Wegmarkierung“. Herr Hermann Dyk, ebenfalls vom Komponisten begleitet, die modernen Kompositionen: 1. „Nur die Erinnerung blieb“; 2. „Ein kleines Schwipserl“; 3. „Frühlingslied“; 4. „Sei doch wieder gut“; 5. „Wer ist so lieb und reizend wie du?“; welche sehr gut gefielen. Der Tango „Nur die Erinnerung blieb“, fand besonderen Beifall. Als Abschluß des trefflich gelungenen Viederabends wurde dem Komponisten der Waldviertler Festmarsch (Heidenreichsteiner Marsch) am Klavier vorgetragen.

Eine musikalische Kritik sei von dieser Stelle aus nicht ausgesprochen. Hier soll nur betont werden, daß Herr Fachlehrer Karl Geyer sofort die Verbindung mit seinen Zuhörern fand. Jedes der Vieder mußte über stürmisches Verlangen wiederholt werden. Geyers Kunst wurzelt in deutscher Heimerde, schöpft aus dem tiefen Born deutschen Volkstums. Schon die Fülle des Gebotenen und die Auswahl der Vieder beweisen Vielseitigkeit und hohes Können des Komponisten. Hat Herr Karl Geyer bisher nur im stillen gearbeitet und nur einen kleinen Freundeskreis mit seinen Liedern beglückt und begeistert, so hat er bei diesem Viederabend in diesem Rahmen die Plattform zum Absprung ins Weite gefunden. Wir beglückwünschen unseren heimatlichen Komponisten zu diesem herrlichen Erfolg und wünschen ihm in Zukunft volle Anerkennung und Würdigung seiner Werke. Zum Schluß sei noch bemerkt, daß die Vieder des Komponisten von unserem Vereinskassier Herrn Richard Simon an allen Vereinsabenden zum Verkaufe bereitgelegt werden und sich unser verdienter Kassier eine Freude daraus machen wird, recht viele dieser Vieder zu Nutz und Frommen des Vereines abzusetzen.

### **Wohltätigkeits- und Geselligkeitsverein „D'Waldviertler“ in Wien.**

Anschrift: Wien, 6. Bez., Stumpergasse 9/31.

**Obmann Ignaz Rigisch gestorben.** Mit Obmann Rigisch, einem gebürtigen Hohen-eicher, haben die Wiener Waldviertler einen ihrer unermüdlichsten und fleißigsten Arbeiter und besten Führer verloren, der die Hälfte seines Lebens mit Leib und Seele der Waldviertler Heimatsache gedient hat. Seit 1900 dem Verein angehörend, hat er bald als Leitungsmitglied, dann ein Jahrzehnt als Schriftführer und schließlich seit 1922 als Obmann eine unvergleichliche Organisationsarbeit geleistet. Nach einem harten Leidensjahr erlag er am 27. April im Alter von 63 Jahren der tödlichen Krebskrankheit. Am 30. April wurde er von seinen getreuen Vereinsmitgliedern, die mit florumhüllter Vereinsstandarte dem Sarge vorangingen, zur letzten Ruhestätte geleitet. Nach der erhebenden Abschiedsrede des Geistlichen sprach sein engster Mitarbeiter, Kassier Fuchs, die ergreifenden Worte der Abbitte und des Totenurlaubs, wie sie nach altem Brauche im Heimatdorfe noch heute vom Vorbeter gesprochen werden. Feuchten Auges und trauer-vollen Herzens nahmen, am offenen Grabe vorüberziehend, die 250 Trauergäste, Frau und Tochter, Brüder und Verwandte, Freunde und Bekannte, Vertreter der befreundeten Heimatvereine und des Verbandes deutscher Landsmannschaften Oesterreichs nebst den zahlreichen Vereinsmitgliedern Abschied, indem jeder einzelne Teilnehmer ihm als letzten Liebesdienst ein Schäumlein Erde und als letzten Gruß der Waldheimat ein Sträußchen frischgrüner Tannenzweige mit blühendem Heidekraut auf den Sarg streute. Ein Berg von Blumen und Kränzen deckt nun den frischen Grabhügel: Freund Rigisch, schlafe wohl bis zu einer ewigen Urständ!

Mit dem Vereinsabend am 10. April schloß wieder eine Reihe erfolgreicher Winterveranstaltungen, welche leider unter den beengenden Platzverhältnissen litten. Ein geeignetes Vereinsheim zu finden, ist seit Jahren unsere größte Sorge. Eine rührige Theatergruppe kam endlich durch die Bemühungen von Freund Bed zustande. Wir erhoffen uns noch viel Kurzweil von ihr. Nun möchten wir eine Singrunde und Trachten-gruppe folgen sehen. Die Sommerausflüge werden, den schlechten Zeiten entsprechend, nur im billigsten Rahmen durchgeführt. Ausgeschrieben werden: Für 29. Mai eine bequeme Fußwanderung von Hütteldorf nach Weidlingau ins Winzerhaus am Mühlberg (Abmarsch 15 Uhr von der Stadtbahnstation; auch Pendelzug benutzbar). Für 12. Juni eine Kellerpartie nach Königsbrunn am Wagram, gemeinsam mit dem „Ges.-Ver. der Oberen Waldviertler“ und der „Waldviertler G'mütlichkeit“ (Abfahrt Franz-Josefs-Bahnhof, Mittagszug nach Gmünd bis Absdorf; mit Sonntagsrückfahrkarte S 3.80). Für 5. Juli eine Fahrt zur Hohen Wand, Neue Welt und Grünbacher Kohlenbeden mit der Aspangbahn (Abfahrt 7.30 Uhr, Fahrpreis hin und zurück bei Gesellschaftsreise S 7.20, bei größerer Beteiligung, von 200 Personen aufwärts, Sonderzug für S 6.10 möglich). Anmeldungen mindestens 14 Tage vorher. Wanderung nach eigener Wahl oder Gruppenführung. Für 1. August bei genügender Meldung eine Autofahrt auf den Semmering (Fahrpreis S 12.50). — Anmeldungen zu allen Partien an obige Vereinsanschrift. Gäste willkommen! Für Mitglieder alle Fahrpreise um S 1.— ermäßigt.